

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 4

Artikel: Der Herzog
Autor: Diggelmann, W.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Novembermorgen

Kühl tropft die Nässe aus der Nebelwand
In diesen heimlichen Novembertagen.
Das Jahr hat sein geliehenes Gewand
Im letzten Blätterpurpur ausgetreagen.

Der kahle Wald verbirgt sich schemenhaft
Im letzten Blätterpurpur ausgetragen.
So ende also, frohe Wanderschaft!
Still wird das Herz im sanften Tau der Tränen.

Was du gewonnen oder leer vertan,
Ist dir zu wägen nicht das Mass beschieden.
Am Kreuzweg zwischen Wirklichkeit und Wahn
Schenkt Gott dir jetzt auf eine Weile Frieden.

Johannes Bollin

DER HERZOG

Die folgende Geschichte, die sich in Tat und Wahrheit vor einem Monat in unserem Dorf begeben hat, schreibe ich in unserer Chronik an den Rand. Mit schwerem Herzen, denn der «Herzog» gehörte genau wie der Bericht über die letztjährige Landsgemeinde, mit spitzer Feder geschrieben, auf die weissen Chronikblätter selbst.

Ich bin Lehrer in diesem Dorf und nebenbei ehrenamtlicher Chronist und nebenbei ... Diese «nebenbei» haben kein Ende: ich dirigiere den Gemischten Chor, leite den dramatischen Verein, spiele sonntags die Kirchenorgel ...

Zu mir kam letzthin mein jüngerer Kollege. Er wollte mich in der Angelegenheit Dramatischer Verein sprechen. Unter dem linken Arm trug er eine Aktentasche. Meine Frau nahm ihm den Hut und Mantel ab, und als sie ihm auch die Tasche wegnehmen wollte, klemmte er sie ängstlich noch fester unter den Arm. Dann setzte er sich und schwieg. Er schaute scheu und fast lauernd bald

nach rechts und bald nach links. Nun begriff ich ihn, erhob mich und flüsterte meiner Frau etwas ins Ohr. Sie verliess die Stube, denn «sie hatte noch in der Küche zu tun».

Jetzt rückte mein jüngerer Kollege heraus. Also um ein Theaterstück ging es, das er in stillen Nächten geschrieben hatte. Er legte ein dickes Manuskriptbündel vor mich hin, und ich begann darin zu blättern. «Die Schlacht am Morgarten», hiess sein Stück. Ich begann zu lesen und las wirklich den ganzen ersten Akt. Und es schien mir gut zu sein. Im dritten und vierten Akt machte ich Stichproben; der Dialog war «stichhaltig».

Nun ist unsere «Theaterdirektion» kein so komplizierter Apparat wie jene des Schauspielhauses einer grossen Stadt. Bereits eine Stunde später klopfte ich unserem Dramatiker auf die Schultern und erklärte, sein Stück sei zur Uraufführung auf unserer Bühne angenommen. Ich ging in die Küche und bat meine Frau, uns einen Kaffee zu

brauen. Und während wir den Kaffee mehr schlürften als tranken, gerieten wir schon ins Debattieren über die Besetzungsfrage. Mit Bleistift fertigten wir eine Rollenliste an und schrieben die Namen der vorgesehenen Schauspieler dazu. Wir waren uns einig und hatten nicht zu befürchten, die vorgesehenen Männer und Frauen des Dorfes würden nein sagen zu unseren Entschieden. Nur eine Rolle blieb unbesetzt; jene des Herzogs Leopold von Oesterreich. Wer in unserem Dorf sollte diesen Bösewicht spielen, der schon im ersten Akt so geringschätzig über die Eidgenossen redete? Und wer erst wollte diese Rolle dann übernehmen, wenn der Herzog in der Schlacht am Morgarten von Steinen und Stämmen samt seinem Heer vernichtet wird? Wir zerbrachen uns den Kopf. Alles andere machte uns keine Sorgen. Linker Hand, vom Zuschauer aus gesehen, konnten wir ein Riesengestell aufbauen und dieses mit Sacktuch bespannen. Das sollte dann jenen ominösen Felsen darstellen, über den die Eidgenossen Steine und Stämme auf das österreichische Heer herunterrollten.

Mir kam zuerst der Gedanke. Luzi Andreas könnte den Herzog spielen. Ich wusste schon, Luzi war etwas merkwürdig verschroben. Er trank gerne, aber das will in einem Dorf alles und nichts heissen. Dann ging er keiner geregelten Arbeit nach und hatte öfters den «Spinner». Er stand in den Fünfzigerjahren, war gross gewachsen und besass in der Tat etwas Edles im Gesicht. Er war in der Welt draussen gewesen, und wenn ich ihm glauben durfte, hatte er schon in einem richtigen Theater gespielt. Niemand in unserem Dorf konnte diese Behauptung überprüfen. Man liess ihn gewähren. Ich aber sagte zu meinem Kollegen, der Luzi Andreas macht das.

Und Luzi Andreas machte es. Ich fragte ihn schon am nächsten Abend und erzählte ihm sehr ausführlich, was er alles zu tun hätte in seiner Rolle. Zweifellos, es war eine Hauptrolle, wenn auch keine angenehme; in unserem Dorf hat das Theater eben doch eine andere Bedeutung als das Berufstheater in den Städten. In der Rolle, die man spielt, möchte man auch gerne das manifestieren, was man innerlich ist oder sein möchte.

Wir begannen sofort mit den Leseproben. Luzi Andreas hatte seine Rolle richtig erfasst, er hatte eine klare, harte, unerbittliche Aussprache — so recht ein Herzog, wie ihn unser Dramatiker gezeichnet hatte. Mit meinen Schülern begann ich dann die Kulissen zu bauen. Aus Emballagen und

Stroh oder Holzwolle fertigten wir riesige Holzstämme und Felsblöcke an, welche von den Eidgenossen über den Felsen geschleudert werden sollten. Wir mussten die Türe zur Bühne vergrössern, weil der Herzog auf einem Gaul geritten kam; das Pferd musste daher irgendwie auf die Bühne gebracht werden. Die Mädchen nähten Kostüme für die Fusstruppen; jene für die Edelleute und Feldherren liessen wir uns von einem Kostümverleih zuschicken. So hatten wir alle voll auf zu tun. Auch Luzi Andreas. Er lernte seine Rolle auswendig und sagte ganze Verse vor sich her, wenn er durch die Strassen ging oder vor seinem Weinglas sass. Wenn er gar etwas überaus getrunken hatte, schlug er die Fäuste auf die Tischplatte und rezitierte schallend laut seitenlange Dialoge; die Sätze des Partners liess er einfach aus. Je mehr die Proben vorwärts schritten, desto lauter lernte Luzi auswendig und desto öfters sass er hinter seinem Glas und schmetterte seine «wüsten Reden» gegen die Eidgenossen in die Wirtschaft hinaus. Es klang echt und echter, und ich war glücklich, dass meine Wahl auf Luzi gefallen war. Aber ich sollte nicht zu früh frohlocken.

Es begann so, dass die Bauern und Handwerker, die neben Luzi in der Wirtschaft an ihrem Schoppen sassen und seinen Reden zuhörten, ihn zu hänseln angingen. «Höh, das glaubt ihm wohl, dem Luzi, der wäre wohl auch so einer geworden!» hiess es. Oder: «Es war mir doch immer, eure Familie müsste doch von solchen abstammen!» Nein, sie meinten es nicht ernst, sie neckten ihn nur. Und er meinte es nicht ernst, oder wollte es wenigstens nicht. Dennoch zweifle ich heute nicht mehr daran, dass schon damals ein unseliger Gedanke in ihm aufgekommen sein musste. Leider fiel mir nicht auf, dass er seine Rolle stets trotziger und kräftiger aufsagte — im Gegenteil, ich wurde immer stolzer auf ihn, weil er seine Aufgabe von Tag zu Tag besser erfasste.

Die Hauptprobe war grossartig gewesen. Ich war begeistert von Luzi Andreas, ich sagte ihm, nun sei ich selbst überzeugt, dass er wirklich schon in einem richtigen Theater gespielt habe. Und es fiel mir wieder nicht auf, dass er mir keineswegs für dieses Lob dankte. Er ging schnurstracks von mir weg in eine der Wirtschaften. Die bereits anwesenden Erwachsenen hatten von ihren Kindern vernommen, wie voll das Theater und was für ein unheimlicher Herzog der Luzi gewesen sei. Jetzt neckten sie ihn wahrhaftig etwas

zu stark. Einer fragte sogar, ob seine Mutter mal etwas mit einem solchen Schuft zu tun gehabt habe ...

Dann kam die grosse Festpremière. Der erste, zweite und dritte Akt waren wiederum grossartig. Alle Spieler hatte heiliges Feuer erfasst. Der Vorhang ging vor dem vierten Akt auf. Die eigentliche Schlacht wurde gezeigt. Der Herzog ritt, seinem Heer voran unter dem Felsen vorbei. Jetzt polterten die Felsblöcke und Baumstämme herunter. Der Herzog wurde getroffen, fiel vom Gaul, die Zuschauer klatschten, trampelten. In den vordersten Reihen unsere währschaftesten Bauern. Sie jauchzten und einige riefen dem gefallenem Herzog höhrende Worte zu. Und da geschah das Unheimliche: der Herzog erhob sich langsam. Ich wurde blass, ich wollte ihm zurufen. Neue Stämme kollerten vom Felsen, trafen und warfen ihn zu Boden. Ich atmete tief auf, die Szene schien gerettet. Aber oh Schreck, Luzi erhob sich wieder, taumelte nach hinten, wurde erneut getroffen und zu Boden geworfen und erhob sich zum dritten Mal. Unten im Saal jauchzten die Leute, die Pfiffigeren hatten gemerkt, woher der Wind wehte. Und Luzi begann ebenfalls zu jauchzen, aber nicht froh und lustig, sondern böse und

kämpferisch. Er rannte aus der Szene. Darauf hörte man nur noch einen Tumult und schon purzelten die richtigen Eidgenossen über den Felsen herunter auf die Bühne. Einer nach dem anderen, und die Zuschauer trampelten und stiessen Hochrufe auf Luzi Andreas aus. Als der letzte Eidgenosse auf den Brettern gelandet war, kam ihnen Luzi nachgesprungen. Er trat an die Rampe heran, warf einen furchtbar bösen und vernichtenden Blick in den Zuschauerraum, drehte sich um und verschwand hinter den Kulissen.

Im Saal und auf der Bühne war ein regelrechtes Freudenfest ausgebrochen. Man rief nach Luzi, aber dieser hatte das Schulhaus schon längst verlassen. Als sich einige Bauern aufmachten, ihn zu suchen, fanden sie ihn in einer Wirtschaft, noch angetan mit dem Kostüm und vollauf betrunken. Die Männer klopfen ihm auf die Schultern und lachten und luden ihm zum weitertrinken ein. Und dann lachte er plötzlich auch. Wodurch diese Wandlung zustande gekommen war, hatte ich nie ergründen können. Das Stück war jedenfalls ein voller Erfolg. Noch zehnmal musste es wiederholt werden; denn es hatte sich im ganzen Dorf herumgesprochen, was für ein grossartiger Schauspieler Luzi Andreas sei.

W. M. Diggelmann.

Als Arzt bei den Pfahlbau-Indianern im Westen Venezuelas

Nach Besichtigung der grossen Petroleumfelder bei Maracaibo, deren Türme teils auf dem Festland, teils im Wasser stehen, unternahm ich noch einen Abstecher ins Dorf der Pfahlbau-Indianer im Westen Venezuelas.

Wieviel Indianergeschichten hatte ich als Knabe verschlungen, oft sogar nachts heimlich beim Schein einer gut abgeschirmten Taschenlampe! Die tapfer und hoffnungslos gegen eine Uebermacht kämpfenden Rothäute besaßen meine ganze Sympathie, trotz oder eher wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit. Wohl war ich darauf gefasst, keine stolzen Krieger und edlen Häuptlinge à la Lederstrumpf oder Karl May mehr vorzufinden, doch war alles noch viel schmutziger und primi-

tiver, als ich gefürchtet hatte; und anstelle der grossen Krieger fand ich nur grosse Faulenzer, Trinker und Spieler.

Von den Einwohnern des Dorfes sahen mein Begleiter und ich zunächst allerdings nichts. Doch bald zeigte sich hier und da ein schwarzer kleiner Struwelkopf, und schwarzbraune Schlitzaugen musterten uns und unser Auto aus sicherer Entfernung. So ein grosses, knurrendes Ungetüm auf Rädern ist doch etwas Unheimliches, aber der schwarze kleine Kasten, den die Weissen vor ihre Augen halten, und der dann so verdächtig «klick» macht, ist noch viel beunruhigender und sieht mit seinem grossen Glasauge kalt und drohend aus wie ein böser Zauber. Die Erwachsenen kennen längst